Lesezeichen

Ein Russe in den Homelands

J. M. Coetzees Dostojewski-Roman

An J. M. Coetzees neuem Roman «Der Meister von Petersburg» ist alles falsch: Da soll der Protagonist, kein anderer als Fjodor Dostojewski, im Herbst 1869 von Dresden nach Petersburg gereist sein, um die näheren Umstände des Todes seines Stiefsohns Pawel Isajew aufzuklären. Aber schon ein flüchtiger Blick in jede beliebige Dostojewski-Biographie zeigt, dass der Dichter der «Erniedrigten und Beleidigten» Dresden erst im Frühjahr 1870 verlassen und dass sein Stiefsohn noch 30 Jahre munter weitergelebt hat. J. M. Coetzee leistet sich hier also etwas, was man aus literaturhistorischer Sicht unter dem Titel «Geschichtsklitterung» verbuchen muss. Nur: Bereits der Umschlag belehrt den Leser, dass er es hier nicht mit einer Biographie, sondern mit einem Roman zu tun hat. *Seine* Wahrheit liegt in der Schlüssigkeit des künstlerischen Gedankenspiels.

Die geheime Ökonomie des phantasierenden Bewusstseins, das hier am Werk ist, gehorcht eigenen Gesetzen und entzieht sich letztlich auch psychoanalytischen Vermessungsversuchen. Die Vorstellungskraft des Kapstadter Literaturprofessors J. M. Coetzee streift nur kurz durch die biographischen Tatsachen und taucht bald in eine ganz andere Welt ein, nämlich ins nasskalte Petersburg, wo Anarchisten sich in Kellergewölben treffen, Bettler in Hinterhöfen sitzen und Kurtisanen ihrem Strassengeschäft nachgehen. Auch die Dostojewski-Figur des Romans fügt sich in die Schmierentheaterambiance ein: Der Dichter sitzt geistesabwesend am Schreibtisch seines verstorbenen Sohnes, irrt durch die nächtliche Stadt, verheddert sich vor dem Untersuchungsrichter in Widersprüchen und gibt seinem sexuellen Verlangen in dumpfer Triebhaftigkeit nach.

Raffinierte Collage

Es fällt nicht schwer, hinter den einzelnen Szenen von Coetzees Roman jene Vorlagen zu identifizieren, die aus der Feder Dostojewskis stammen. Die endlosen Wanderungen aus «Weisse Nächte», die Verhöre aus «Schuld und Sühne», die epileptische Bewusstseinserweiterung aus dem «Idioten», die erotischen Phantasien aus «Die Wirtin», die Identitätsverwirrung aus «Der Doppelgänger» – kein Motiv, das für das Leserbewusstsein des 20. Jahrhunderts das Markenzeichen Dostojewski trägt, fehlt in dieser Textcollage. Das Interessante an Coetzees Konstruktion liegt darin, dass sich hier Textsegmente von unterschiedlichem ontologischem Status zu einem Ganzen verbinden.

Da ist zunächst die biographische Basis: Dostojewski hat im Jahr 1868 in der Tat den Tod eines Kindes zu beklagen, allerdings stirbt nicht der Stiefsohn, sondern die zwei Monate alte Tochter Sonja. Über dieser Grundlage erhebt sich die durch Notizbücher dokumentierte Schicht von Dostojewskis schöpferischer Phantasie. Im Herbst 1869 entsteht neben der Erzählung «Der ewige Gatte» ein Entwurf mit dem Titel «Der Tod des Dichters». Dostojewski erwähnt hier zum erstenmal den Namen des Anarchisten Netschajew, der sowohl in seinem eigenen Roman «Die Dämonen» (1871) als auch in Coetzees «Der Meister von Petersburg» eine wichtige Rolle spielt. In beiden Fällen steht nicht die gesellschaftspolitische Dimension des Terrorismus im Vordergrund, sondern die Darstellung eines Verhaltens, das die Tat zum Selbstzweck erhebt.

Ähnlich wie bei Dostojewski dient Netschajew auch bei Coetzee dient als Identifikationsfigur für den Protagonisten des Romans. Netschajew verkörpert jene mythische Zerstörungslust, die im Hinterkopf der Hauptfigur aus den «Dämonen», Stavrogin, lauert und – dies ist Coetzees Pointe – auch durch Dostojewskis gereizte Gehirngänge pulsiert. «Der Meister von Petersburg» ist nicht zuletzt aber auch eine Dichtung über einen Dichter, die künstlerische Ausgestaltung eines komplexen Dostojewski-Bildes, in dem sich Werk und Leben zu einer engverwobenen Textur verbinden.

Intellekt und Engagement

In Sachen Literatur über Literatur darf J. M. Coetzee als Routinier gelten: Der Titel seines Romans «Waiting for the Barbarians» (1980) ist ein Kavafis-Zitat, der mit dem Booker-Preis ausgezeichnete Bericht «Life and Times of Michael K» (1983) beschreibt einen kafkaesken Entfremdungszustand, in dem das Leben zur Allegorie seiner selbst wird, «Foe» (1986) schliesslich inszeniert «Robinson Crusoe» noch einmal als Kolonialisierungsdrama mit ausgefeilter Erzähltechnik. Mehrfach verschränkte Aussagestrukturen, verschiedene Fiktionalisierungsgrade, spielerische Schachtelung der Textebenen: Genau so – und zwar mit allen negativen Konnotationen – stellt man sich die Produkte eines schriftstellerischen

Copyright © Neue Zürcher Zeitung AG

Literaturprofessors vor.

In Coetzees Fall ist allerdings Vorsicht geboten. Seine Bücher stellen mehr dar als eine akademische Fingerübung: Der Südafrikaner verfügt über einen geschärften Blick nicht nur für die Mechanismen der Macht, sondern auch für kulturelle Verwerfungen. Und der geistige San-Andreas-Graben, der Coetzees Heimat durchzieht, ist besonders tief. Deshalb kommt es nicht von ungefähr, dass Coetzee gerade die seismographischen Experten europäischer Heimatlosigkeit als Gewährsleute zitiert: Kafka, Beckett und eben – Dostojewski.

Der bleiche bärtige Russe in den Homelands – das ist eine nur auf den ersten Blick paradox anmutende Kombination. Dostojewskis *faculté maîtresse* liegt in der Darstellung des potenzierten Bewusstseins. Die Gedanken denken sich selbst und erleiden dabei einen radikalen Wirklichkeitsverlust – hier liegt nicht nur die moderne Dimension von Dostojewskis Werk, sondern auch seine verführerische Kraft für einen Vertreter der weissen Oberschicht in Kapstadt. Der Untergang des Realitätsbezugs im Sog der eigenen Gedanken droht dem gesellschaftlich besorgten Intellektuellen im Südafrika der neunziger Jahre ebenso wie im Russland von 1870. Die Seele gerät in der Hypertrophie des Denkens zum Experimentiermaterial – was kann ihr zugemutet werden, wieviel hält sie aus? In einem Interview hat Coetzee die schaurige Pointe dieses Tuns hervorgehoben: Dostojewskis Helden sind wie Frankenstein, nur manipulieren sie nicht verlassene Leichname, sondern verlassene Seelen.

In Coetzees Roman verfällt Dostojewski selbst jener Sünde, die zur Kollektivschuld privilegierter Intellektueller im 20. Jahrhundert geworden ist: Der Rückzug auf das eigene Ich, das Kreisen der Gedanken, das endlose Kombinieren und Extrapolieren, die Potenzierung des Weltverhältnisses – alle diese Phänomene lähmen letztlich die menschliche Erkenntnisfähigkeit. Coetzee geht es allerdings nicht nur um eine Analyse der überlasteten menschlichen Psyche, sein Interesse ist – wie übrigens auch Dostojewskis – ein sittliches. Wo ist der Ort der Moral in einer Welt, die auf die Grösse eines Hirns geschrumpft ist? Oder in der Sprache Dostojewskis: Wenn es keinen Gott gibt, ist alles erlaubt. Die Wissenschaft kann dieses Dilemma nicht lösen, die Literatur auch nicht – aber sie kann es erzählen. In «Der Meister von Petersburg» ist dies auf hervorragende Weise gelungen.

Ulrich M. Schmid

J. M. Coetzee: Der Meister von Petersburg. Aus dem Englischen von Wolfgang Krege. S.-Fischer-Verlag, Frankfurt am Main 1996. 256 S., Fr. 33.–.

Copyright © Neue Zürcher Zeitung AG